

Inhalt

Erben als Aufgabe	9
Kindheit	13
Meine Eltern	28
Bootsfahrt in die Vergangenheit	38
Dresden im 19. Jahrhundert	40
Die städtebauliche Umgestaltung Dresdens	51
Bürgerliche Dynamik	60
Das Wirtschaftsleben in Dresden	69
Wilhelm Heinrich Mau (1843 – 1906)	71
Bootsfahrt in die Zukunft	119
Gertrud Seif, geb. Mau (1883 - 1968)	126
Beruflicher Aufstieg	141
Meine Laufbahn bei Esso	146
Sofort, unverzüglich!	159

Dramatis Personae	163
1. Akt: Ein (fast) aussichtsloser Fall	165
2. Akt: Eine überraschende Wendung	169
3. Akt: Scharmützel unter Aktionären	172
4. Akt: Alles verloren!	175
5. Akt: Per aspera ad astra	178
Epilog	183
Anmerkungen	186
Bildnachweis	190

Erben als Aufgabe

Der Einfluss unserer Vorfahren auf uns Lebende kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Römer verehrten sie in den Penaten, den Geistern der Vorratskammer, und hatten ihnen mit dem 9. Juni einen eigenen Festtag zugewiesen. Jede Familie verfügte über ihre eigenen Schutzgötter, denn es handelte sich bei ihnen um die Seelen verstorbener Vorfahren. So war das Haus nicht nur von Lebenden, sondern auch Toten bevölkert, die immer noch Anteil am Schicksal der Nachgeborenen nahmen und sich für ihr Wohlergehen zuständig fühlten. Theodor Mommsen erzählt¹, dass die Ahnentafeln, die in vornehmen Häusern auf die Wand gemalt waren, sogar einer verlässlichen Geschichtsschreibung vorausgingen. Totenreden riefen nicht nur die Taten und Tugenden eines Verstorbenen auf, sondern auch die seiner Vorfahren, denn jedes Glied dieser genealogischen Kette bildete mit den vorhergehenden ein Ganzes.

Obwohl es für einen Juristen naheläge, eine erzählerische Exkursion in die Römische Antike zu unternehmen, denn das Römische Recht ist ein wesentlicher Pfeiler unserer Rechtsgeschichte, geht es mir in erster Linie darum, mit solchen Analogien auch selbst besser verstehen zu können, warum meine persönliche Geschichte nicht ohne die meiner Familie dargestellt werden kann.

Dass sich ohne das Verständnis der Vergangenheit keine Zukunft gestalten lässt, ist ein Gemeinplatz. Entscheidend ist, dies liegt ja schon in dem Begriff Geschichte, dass nicht etwas nur stattgefunden hat, sondern sich das Vergangene zusammenhängend erzählen lässt und somit, wie Theodor Lessing es formuliert hat, Geschichte zur Sinngebung des Sinnlosen² werden kann.

Geschichten zu erzählen, in denen sich die Lebenden in den Altvorderen wiederfinden, ist fester Teil aller Familienzusammenkünfte. Dass gerade dort spezielle Erzählungen von markanten Ereignissen und Personen in der Familientradition gepflegt und fortgetragen werden, kennt jeder. Wie stark dergleichen auf einen kommt, ist natürlich

vollkommen unterschiedlich, aber die Erzähl- und Deutungsmuster sind immer dieselben: „Er ist wie sein Onkel“, „sie hat aber auch so gar nichts von ihrer Mutter“ – solche und ähnliche Bemerkungen hört man auf jeder Familienfeier.

Manche wollen es ihren Eltern besonders recht machen, andere sich möglichst weit von ihnen entfernen, aber am Ende gibt es für alle Verhaltensweisen Vorläufer, und sie fügen sich, vor allem im Alter, in die bereits bestehende Familienerzählung ein. Keiner kann und muss mit seinem Lebenslauf das Ganze der Familie repräsentieren, zumeist orientiert man sich an einigen Wenigen, führt eine Linie spezieller Vorbilder fort, und genau damit findet man seinen gemäßen Platz in der Ahnentafel. Das Erstaunliche ist jedoch, dass es selten die Überangepassten sind, die dem familiären Auftrag entsprechen können, sondern die, die mit ihm nicht konform gehen wollen und ihm damit eine eigene Prägung geben.

Warum das so ist, können andere sicher besser als ich ausdeuten. Aber es scheint doch, verkürzt gesagt, zwei Lager zu geben: Die einen halten Vererbung für maßgeblich, die anderen sozial Erworbenes für den entscheidenden Faktor. Vererbung als Einflussgröße muss kein Rückgriff in die wissenschaftliche Mottenkiste sein. Wir wissen, dass sich physiologische Merkmale weitertragen lassen, aber keine geistige, psychische oder soziale Verfassung. Ein Intelligenz-, Devianz- oder Glücksgen hat noch niemand entdeckt. „Das Charmante hat er von Onkel Kurt“, „schon Tante Elfriede musste immer alles im Kopf zusammenrechnen“ – solche Analogien kann man allenfalls im Plauderton, aber nie als Begründungen einbringen. Fundierter dürfte sicherlich das sein, was heute als Epigenetik in den Vordergrund getreten ist, dass nämlich Umwelteinflüsse und damit auch soziale Prägungen dafür verantwortlich sind, dass genetische Eigenschaften angeschaltet oder stumm gehalten werden. Die andere Seite, das familiär Erworbene, der Sozialisationsfaktor, wird mit Sicherheit eine große Rolle bei der Persönlichkeitsentwicklung spielen, dafür sprechen alle Ergebnisse der psychologischen Forschung.

Die entscheidende Frage scheint mir zu sein, ob mit den Nachfahren etwas wirklich Neues in die Welt gekommen ist oder ob sie nur das Set

familiärer Muster wiederholen: die Abfolge der Generationen eine Serie von geglückten oder eben auch missglückten Unternehmungen. Auch wenn dies auf den ersten Blick kraus scheint, möchte ich Anleihen bei einem ganz anderen Typ von Erzählungen machen, um meine eigene Haltung dazu erklären zu können, bei Spukgeschichten nämlich. Das ihnen zu Grunde liegende Muster ist das Erscheinen eines Geists, zumeist eines Vorfahren, der eine Art Ursprungsvergehen begangen hat, das ihn nun in den Teufelskreis unablässiger Wiederholungen bannt. Jede Nacht um zwölf steigt er kettenrasselnd vom Nordturm zur schweren Eingangstür hinunter, vor der jemand pochend Einlass begehrt. Der mutige und barmherzige Helfer, der Nachfahre, springt ihm bei und öffnet endlich das Tor, um eine Frau einzulassen, die Hilfe für ihr Kind gesucht hat. Sigmund Freud hat diesen Mechanismus als Wiederholungszwang beschrieben: Ein Problem war unzureichend bearbeitet und kehrt so lange wieder, bis es eine Lösung gefunden hat.³

Was hier auf dramatische Weise beschrieben wird, ist nichts anderes als der Vorgang des Lernens, wie wir es vor allem bei Kindern kennen. Um sich Fertigkeiten zu erwerben, wiederholen sie einen Vorgang so lange, bis er gelungen ist. Auch danach bleibt die Freude an der Wiederholung, mit der das Gelingen immer wieder neu erlebt wird. Das Repetitive in ihrem Spiel dient der Einübung und Bewältigung von Aufgaben. Auch später haben wir keine bessere Technik zur Verfügung, als etwas ständig zu versuchen, wenn wir den Widerstand eines Problems nicht überwinden konnten. Beharrlichkeit bewährt sich allerdings nur dann, wenn wir im Missglückten den Ansatz zum Geglückten entdecken können.

Wäre alles durch manuelles Tüfteln oder sportive Geschicklichkeit lösbar, lebten wir in einer idealen Welt. Was hier der Widerstand des Materials ist, entspricht auf einer anderen Ebene der Hemmung durch die Umstände. Die Zeit ist noch nicht reif, stellt man fest. Problemstellungen dieser Art bilden oft den Kern eines familiären Auftrags. Die Psychologie weiß heute um solche Bestimmungen, die selten direkt an die Nachkommen weitergegeben werden. In den Wünschen, Hoffnungen und allem Unerfüllten der Eltern liegt ein starkes Lenkungspotential, vor allem dann, wenn man sich den liebevollen Blick auf die Vorfahren bewahrt hat. Aber es ist

zweifelsohne auch ein Paket, das einem da übergeben wird. Ungelöstes, nicht selten Belastendes wird von Generation zu Generation fortgetragen, bis es einem gelingt, es gut zu machen und abzuschließen. Natürlich gibt es in meiner Familie keine Gestalten, die die Stufen eines Nordturms hinuntersteigen, aber einen Urgroßvater, der ein ansehnliches Lebenswerk vollbracht und an seine Nachkommen weitergegeben hat, die es auf Grund kriegerischer Einwirkungen und staatlicher Zugriffe nicht erhalten konnten. Dies wiedergutzumachen, oder vielleicht sollte ich doch besser sagen: zu heilen, weil es immer auch eine Wunde war, ist mir als Aufgabe zugewachsen. Ich habe versucht, ihr gerecht zu werden. Ob mir das gelungen ist, möge man entscheiden, wenn ich meine Geschichte zu Ende erzählt habe.



Kindheit

Geboren bin ich in schlimmen Zeiten, aber an einem Sonntag, nämlich dem 17. Oktober 1943. Meine Mutter war bei ihren Eltern in Garmisch-Partenkirchen untergekommen, mein Vater hatte als Oberleutnant Kriegsdienst abzuleisten. Meine Großeltern lebten ursprünglich in München, aber das Haus, in dem sie eine Wohnung gemietet hatten, war zerstört worden und so wichen sie in ihr Landhaus aus. Eigentlich sollte meine Mutter in der Garmischer Klinik entbinden, aber wegen einer Epidemie wurde sie nach Oberammergau verlegt.

Wer mich kennt, weiß, dass ich von typisch norddeutscher Art bin, kein Wunder, wo ich doch den überwiegenden Teil meines Lebens in Hamburg zugebracht habe. Wegen meines Geburtsorts im oberbayerischen Kernland habe ich einige spöttische Bemerkungen einstecken müssen. Dabei ist Oberammergau eine schmucke Stadt, umrahmt von markantem Alpenpanorama, und hat schon wegen ihrer Passionsspiele nichts Provinzielles an sich. Dass sich die am Spiel teilnehmenden Bewohner – und das sind viele, vor allem wegen der Statisten, die als Volksmenge auftreten – alle zehn Jahre Haare und Bart nicht mehr stutzen dürfen, ist eine Wildheit, die nicht charakterlich zu deuten ist. Ich hätte übrigens auch gerne einmal bei der Passion mitgespielt und habe mich dafür im Rathaus anzumelden versucht, aber um mitwirken zu können, genügt es nicht, in Oberammergau geboren zu sein, man muss dort leben.

Mein Vorname Wingolf ist selten. Man hatte dabei an den Wingolfsbund gedacht, die älteste, von 1844 herrührende Studentenverbindung, eine Korporation, nichtschlagend und überkonfessionell, die heute noch in vielen Universitätsstädten aktiv ist. Wer sich auf die Suche nach der Bedeutung dieses Vornamens macht, gerät in eine mediävistische Kontroverse. Danach taucht die Bezeichnung erstmalig in der von Snorri Sturluson aufgezeichneten Edda *Gylfaginning* auf. Manche mutmaßen, der isländische Skalde habe danebengegriffen, denn es handle sich bei Vingolf um ein Synonym für Walhalla. Andere finden

prosaischerweise die Übersetzung Weinhaus zwingender. Wahrscheinlich ist Vingolf jedoch mit *Halle der Liebenden* zu übertragen, ein Raum in Odins Burg, wo Walküren die in die Unsterblichkeit eingegangenen Helden beglücken. Eine weniger verfängliche und deutlich heroischere Deutung ist die von Klopstock in seiner Ode *Wingolf*, der die *Halle der Freunde*⁴ zugrundelegt. Dem Wingolfsbund jedenfalls dürfte diese Auslegung vorgeschwebt haben.

Das zweistöckige Garmischer Landhaus meiner Großeltern hatte früher einem Zweig der Familie Pringsheim gehört, dem Ehepaar Hedwig und Hugo Pringsheim. Hugo Pringsheim starb bereits 1915, seine Frau 1938. Meine Großeltern erwarben das Haus, wie später offiziell bestätigt wurde, völlig korrekt und zu einem angemessenen Preis. Ein befreundetes Ehepaar aus München besaß das Nachbarhaus in Garmisch und wies sie darauf hin, dass dieses Anwesen zu kaufen sei. Hedwig Pringsheim war bereits gestorben, ihre Kinder lebten größtenteils im Ausland, vermutlich waren sie vor den nationalsozialistischen Übergriffen geflohen.

Am 17.08.1939 ließ der Bürgermeister des Marktes Garmisch-Partenkirchen in das „Verzeichnis der in Garmisch-Partenkirchen vorhandenen Anwesen jüdischer Besitzer“ eintragen: „Pringsheim, Hedwig, geb. Heymann, Wohnhaus Nr. 10 Innere Kramerhänge, mit Terrasse, Hofraum...“⁵

In diesem Verzeichnis, das 17 jüdische Hausbesitzer auflistet, werden die Kürzel anderer Personen als Käufer aufgeführt. Zu vermuten ist, dass sie zwar am Kauf interessiert waren, aber den aufgerufenen Preis nicht bezahlen konnten. Da keiner von den Pringsheims mehr in Garmisch lebte, handelte der beauftragte Rechtsanwalt Dr. Carl Roesen als Makler und brachte den Erwerb mit meinem Großvater zu Ende. 63.100 Reichsmark wurden in zwei Raten auf ein Treuhandkonto überwiesen. Die Korrespondenz mit Roesen,

der Fritz Pringsheim vertrat, lässt hieran keinen Zweifel. Auch später vertrat Roesen die Familie und wusste über die Aufenthaltsorte Bescheid:



1 Blick zur Alpspitze



2 Sommerhaus meiner Großeltern in Garmisch, Kramerhänge 10

*Rechtsanwalt Dr. Carl Roesen (Ludwigstr. 29 in Partenkirchen) teilte am 26.2.1942 dem Chef der Sicherheitspolizei Berlin mit, wer für den Nachlass der verstorbenen Hedwig Pringsheim (er verwendet den Zwangsnamen "Sara" nicht!) in Frage komme: "Fritz Pringsheim, ausgewandert; Hans Pringsheim, tschechoslowakischer Staatsangehöriger; Helene Sara Feiler, geb. Pringsheim, Witwe, seit 1933 in London; Carla Pringsheim-Thiel, Witwe, Lübeck"*⁶

Die Geschichte hinter diesem Verkauf jüdischen Eigentums, die sich hier nur in groben Zügen abzeichnet, ist auch für die damalige Zeit extrem: Von 1933 an wurden Juden schubweise in immer schärfer werdenden Kampagnen aus Garmisch-Partenkirchen vertrieben. Zunächst erklärt der Gemeinderat den Zuzug von Juden als unerwünscht. In einem weiteren Schritt werden Register angelegt, welche Bürger als jüdisch zu betrachten sind. Schließlich bleibt ihnen der Zugang zu den Kuranlagen verwehrt. Tafeln werden aufgestellt *Die Juden sind unser Unglück und Juden sind in dieser Ortschaft nicht erwünscht*. Das Internationale Olympische Komitee zeigt sich besorgt über die antisemitische Propaganda, denn im nächsten Jahr werden die Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen stattfinden. Der Führer wünscht dieses Ereignisses wegen, dass *alle die Judenfrage betreffenden Tafeln* entfernt werden. Nach den Spielen wird die Kampagne noch hitziger fortgesetzt. 1939 erklärt sich der Ort für judenfrei.



3/4 Idyllisches Garmisch-Partenkirchen

Ich verpflichte mich, mit dem nächsten erreichbaren Zug Garmisch-Partenkirchen zu verlassen und nie wieder zurückzukehren.

Ich verpflichte mich weiter, die in meinem Besitz vorhandenen Grundstücke, Gebäude und Waren sofort von meinem neuen Aufenthaltsplatz aus an einen Arier zu verkaufen.

Ich bin damit einverstanden, daß mich ab sofort bis zu meiner Abreise ein Arier zu meinem persönlichen Schutz begleitet, bis ich mit dem Zug Garmisch-Partenkirchen verlassen habe.

Garmisch-Partenkirchen, den 10. November 1938⁷

Ob die Erben von Hedwig Pringsheim überhaupt an der Transaktion des Hauses Kramerhänge 10 beteiligt wurden, weiß ich nicht. Die Übergabe der von meinem Großvater angewiesenen Summe habe, so die Familie Pringsheim nach dem Krieg, nicht stattgefunden. Das Haus wurde an die ursprünglichen Besitzer zurückgegeben, meine Familie erhielt dafür in den späten sechziger Jahren eine überschaubare Entschädigung nach dem Reparationsschädengesetz.⁸

Als der Krieg zu Ende ging, war ich gerade eineinhalb Jahre alt. Dass ich nichts von der Dramatik dieser Zeiten mitbekommen habe, versteht sich. Allerdings hatten wir großes Glück, in Garmisch leben zu können, denn der Ort blieb, mit Ausnahme eines Bombenangriffs auf den Bahnhof, von Zerstörungen verschont. Ziel der Bombardierung des Bahnhofs im Februar 1945 war es, Reichsbahn-Transporte nach Innsbruck und Reutte abzuschneiden. Allerdings blieb dies ein lokal begrenztes Ereignis, zwei Personen starben, das Bahnhofsgebäude wurde beschädigt, aber die Bahn ging bald danach wieder zum Normalbetrieb über. Im April wurde der Landkreis dann immer mehr zum Fluchtpunkt von ausgebombten Familien, kinderlandverschickten Schülerinnen und Schülern, Flüchtlingen aus

bedrohten Gebieten sowie aufgeriebenen Soldaten. Auch Wehrmachtsstäbe, Beamte aus Reichsministerien und Obere der NS-Partei waren in den Süden aufgebrochen, denn die nationalsozialistische Propaganda hatte das Märchen von der „Alpenfestung“ genährt, einem Verteidigungswall samt unterirdischen Produktionsanlagen. Dergleichen gab es jedoch nicht. Schätzungen gehen dahin, dass sich gut dreimal so viele Menschen in Garmisch-Partenkirchen aufhielten wie in Friedenszeiten.

Die Situation war angespannt, aber glücklicherweise gab es eine Handvoll Wehrmachtsoffiziere, die aus dem Heranrücken der alliierten Truppen die richtigen Schlüsse zogen und eine kampflose Übergabe zu organisieren begannen. Dem Oberkommando zufolge sollte Garmisch bis zur letzten Patrone verteidigt werden, welche Folgen dies für die Menschen und den Markt gehabt hätte, liegt auf der Hand. Den Parlamentären gelang es, zu den amerikanischen Streitkräften Kontakt aufzunehmen. Sie handelten unter großem Druck, denn die Drohung stand im Raum, dass Garmisch bombardiert werden solle. Später stellte sich zwar heraus, dass diese Planung nicht ernsthaft ins Auge gefasst worden war, die Offiziersdelegation tat dennoch gut daran, die Kapitulation anzubieten. Tatsächlich konnte so der Zweite Weltkrieg für Garmisch-Partenkirchen am 29. April 1945 gegen 19 Uhr beendet werden.⁹

Auch sonst ist mir von dieser Zeit aus eigenem Erleben wenig in Erinnerung geblieben. Später wurde mir noch erzählt, amerikanische Soldaten seien ins Haus gekommen, um es in Augenschein zu nehmen. Mich hat man versucht zu schützen, indem meine Großeltern vorgaben, ich hätte eine ansteckende Krankheit und niemand dürfe mir zu nahe kommen. Offenbar hat das gewirkt, aber leider konnte man nicht verhindern, dass die Besatzer Wertstücke mitnahmen, die in einer Vitrine ausgestellt waren. Auch die Gewehrsammlung meines Großvaters, der Jäger war, wurde beschlagnahmt und unbrauchbar gemacht.

Unweit des Hauses wurde ein so genanntes *Recreation Center* in einem ehemaligen Lazarett eingerichtet. Bis vor kurzem war dieses Grundstück mit dem Hinweis versehen, es handle sich um amerikanisches Eigentum. Als ich, am Zaun unseres Grundstücks stehend, Soldaten

beobachtete, reichte mir einer Schokolade herüber. Kaugummi, Zigaretten oder Schokolade – eine ähnliche Erinnerung teilen wohl viele.

Später wurden Flüchtlinge in Haus meiner Großeltern einquartiert, und wir waren auf das Erdgeschoss beschränkt. Wenn ich eine Fotografie von mir, die im März 1947 gemacht wurde, zur Hand nehme, sehe ich allerdings in dem rundlichen Kindergesicht und dem Bubenlächeln alle Anzeichen, dass mich meine Familie gut und unbeschadet über diese Jahre gebracht hat.



5 Wingolf mit Mutter Irmgart 1947

Eine Ausnahme gibt es, eine schmerzhaftes Erinnerung, die mich bis in die heutigen Tage begleitet hat: Mein Großvater Max Seif war leidenschaftlicher Jäger und bewahrte seine Jagdutensilien in seinem Zimmer im Obergeschoss auf. Um seine Waffen zu reinigen, hatte er stets verdünnte Salzsäure im Haus. In einem unbeobachteten Moment bin ich auf einen Stuhl gestiegen, habe das Fläschchen gegriffen und daraus getrunken. Nach Atem ringend rannte ich danach mit dem Fläschchen in der Hand die Treppe hinunter, und so bemerkte meine Familie glücklicherweise schnell, was ich da angestellt hatte. Dass ich gerettet werden konnte, war wirklich eine glückliche Fügung: Das Haus unter dem unseren gehörte einem Kinderarzt, der natürlich wusste, was in dieser Situation zu tun war. Mir wurde sofort der Magen ausgepumpt. So hat mir dieser freundliche Herr das Leben gerettet. Ich habe allerdings Verätzungen in der Speiseröhre davongetragen, die mir zeitlebens zu schaffen gemacht haben. Erst vor einiger Zeit habe ich es gewagt, die noch verbliebenen Narben operativ beseitigen zu lassen.

Als mein Vater aus amerikanisch-britischer Gefangenschaft zurückkehrte, nahmen wir eine Wohnung in Partenkirchen. Die Verhältnisse bei meinen Großeltern waren beengt geworden, weil dort Flüchtlingsfamilien einquartiert worden waren. Wir blieben nicht mehr lange in Bayern und siedelten nach Frankfurt am Main in die Feldbergstraße nahe dem Palmengarten um. Mein Vater sprach ausgezeichnet Englisch und erhielt daher eine Anstellung bei der Militärverwaltung der amerikanischen Besatzungszone in Frankfurt.

Wir lebten dort in einer großzügigen Altbauwohnung, allerdings stellte sich bald heraus, dass sie einen schwerwiegenden Baufehler hatte: Die Böden vibrierten, weil die Holzbalken nicht auf allen Seiten fest im Mauerwerk verankert waren. Notgedrungen zogen wir wieder aus und quartierten uns vorübergehend in einem Hotel ein, bis der Schaden behoben war. Der Aufenthalt dort war ein großes Abenteuer für mich, denn man ließ mich den Lift steuern. Die Kunst war es, ihn exakt auf Geschosshöhe zu stoppen, so dass keine Stufe entstand. Das glückte mir gut, ich durfte daher die Gäste bedienen und mein Geschick als Liftboy zeigen.



6 Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Deutschland im ehemaligen I.G. Farben-Gebäude in Frankfurt am Main (1949)



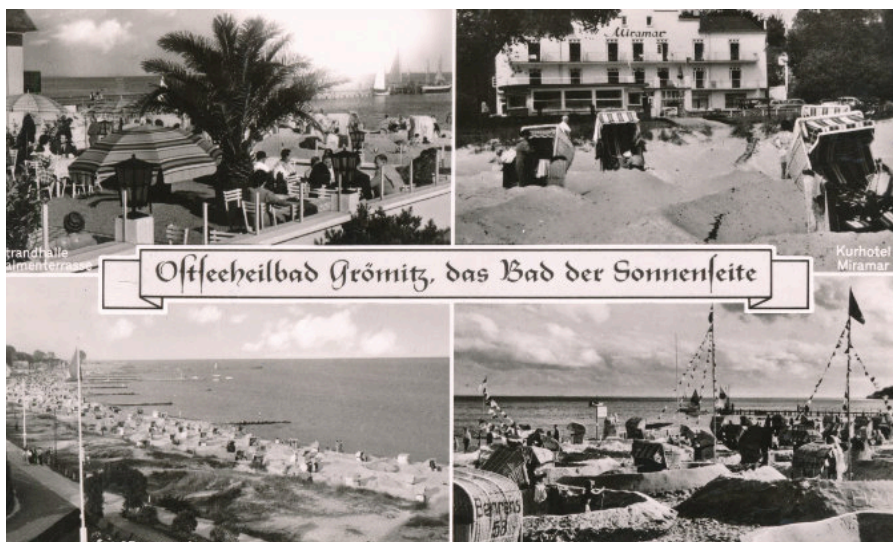
7 Palmengarten Frankfurt am Main

In dieser Zeit ist etwas Einschneidendes passiert, was ich mir allerdings erst später aus Erzählungen zusammenreimen konnte: Mein Vater hatte eine andere Frau kennengelernt, und meine Mutter war tief getroffen. Die Ehe meiner Eltern geriet in Turbulenzen. Verbindungen werden geschlossen, Trennungen finden statt, wir empfinden das heute nicht mehr als das Drama, das es damals gewesen ist. Die Ehe meiner Eltern war noch jung, die Zeiten waren schwer und auch der Moralkodex war ein anderer. Man ging nicht auseinander. Dazu kam, dass die Familie Mau/Seif nachkriegsbedingt zu dieser Zeit fast alles einbüßte, was an Werten existiert hatte. Meine Eltern trennten sich dennoch nicht. Was genau passiert ist, kann ich nicht sagen, wahrscheinlich stellten die Großeltern meinen Vater zur Rede und brachten ihn zum Einlenken. Eine dauerhafte Lösung war dies nicht, aber der Anschein blieb gewahrt und die gegenseitige Loyalität für die nächsten Jahre erhalten.

Als Kind versteht man solche Dramen nicht, ich wusste die Zeichen nicht zu deuten. Ich stellte jedoch fest, dass mein Vater später gelegentlich nicht mehr an meinen Geburtstagen teilnahm. Er sei auf Geschäftsreise, hieß es. Natürlich war ich traurig, aber das zusätzlich Belastende für Kinder ist, dass sie immer die Schuld bei sich suchen, wenn etwas aus dem Ruder gelaufen ist.

Kurzum, ich wusste nicht, was genau passiert war, weil man sich Mühe gab, mich da herauszuhalten. Das hat sich bis in die späten Tage fortgesetzt, denn die Kriegsgeneration, zu der mein Vater gehörte, zeichnete sich dadurch aus, dass sie nicht reden konnte. Es ist kein bloß persönliches Versagen, weil es fast alle betrifft: Sie verarbeiteten auch spätere Brüche und Umwendungen in ihrer Biografie wie ihre Kriegserlebnisse und verwahrten sie in sich wie in einer bruch sicheren Kammer. Weder mein Vater noch meine Mutter haben das je zum Thema machen können, nur später, als es unumgänglich wurde und um die Scheidungsmodalitäten ging. Im Nachhinein bin ich zur Auffassung gekommen, dass mein Vater über viele Jahre hinweg eine Zweitbeziehung führte. Auch das kennt man von einigen Männern seiner Generation.

Es gab eine Situation, wo mir alles hätte klar sein können, wenn ich es fertiggebracht hätte, solchen Überlegungen näherzutreten. Ich war kurz vor der Pubertät, und wir fuhren nach Grömitz, einen Badeort an der Ostsee mit breiter Promenade und schönem Strand. Wir waren wie schon in den Sommern zuvor in einem schönen Hotel einquartiert. Mein Vater hatte sich bereits früher dorthin aufgemacht, meine Mutter und ich kamen nach. In der Nähe unseres Strandkorbs saß eine Frau mit einem Jungen, der einige Jahre jünger als ich war, in ihrem. Ich wollte nicht wissen, ob da eine Verbindung bestand, und bin mir auch heute noch nicht sicher, ob wir uns je begrüßt haben. Wir saßen dann im Restaurant des Hotels Miramar und aßen, als diese Frau mit ihrem Sohn kam und sich von uns verabschiedete. Diese Bilder, die ich noch im Kopf habe, könnte man allesamt für bedeutungslos halten, wenn ich sie nicht instinktiv im Nachhinein der Trennung meiner Eltern zuordnen würde. Als meine Eltern dann tatsächlich auseinander gingen, war ich Anfang zwanzig und hatte eben angefangen zu studieren. Wie dann die ganze Geschichte auf den Tisch kam, habe ich sofort aus meinem Gefühl heraus gesagt, ich kenne diese Frau.



8 Ansichtskarte Bad Grömitz, rechts oben das Hotel Miramar

Was genau meine Eltern in der ersten großen Krise damals in Frankfurt bewogen haben mochte, bleibt unklar, aber sie wollten ihren Konflikt alleine austragen und gaben mich für längere Zeit in ein Kinderheim in Königstein/Taunus, es könnte das *Haus Simon* oder das *Taunus-Kinderheim* in Kronsberg gewesen sein. Meine Mutter nannte wohl eine Krankheit als Grund; wenn ich es recht überlege, konnte die ja nur meinen Vater betroffen haben. Von ihrem Standpunkt aus war der Zustand meines Vaters jedenfalls richtig beschrieben. Sie stellte mir in Aussicht, mich baldmöglich wieder zurückzuholen. Ich fühlte mich daher nicht dauerhaft abgeschoben. Es hieß, man kümmere sich um mich und passe auch sonst auf mich auf. Nach dem Abschied saß ich dann in einem fremden Raum auf einer Art Pritsche und weinte. Natürlich fiel mir die Trennung sehr schwer, allerdings war mein Leben bis dahin schon sehr unstet gewesen. Ich gewöhnte mich allmählich an meine neue Umgebung und fand mich in der Gemeinschaft zurecht. Musik- und Theateraufführungen sowie Wanderungen und Exkursionen habe ich noch gut in Erinnerung, außerdem ein Mädchen in Lederhosen, in das ich mich verliebte.

Wenn man an den Fotografien aus dieser Zeit meinen inneren Zustand abzulesen versucht, lassen sich unterschiedliche Schlüsse ziehen: Auf einem, es muss Frühjahr oder Sommer 1950 aufgenommen worden sein, denn Buben trugen damals in dieser Jahreszeit kurze Lederhosen, blickt mich ein schmalere und deutlich ernster gewordenes Gesicht an.



9 Wingolf 1950



10/11 Ausflug mit Heimkindern im Taunus



12 Heinrich-Hertz-Gymnasium Hamburg
(ehem. Lichtwarkschule)

In den Fotos, die bei Veranstaltungen des Heims aufgenommen wurden, erkenne ich jedoch einen gut in die Gemeinschaft integrierten Jungen, der freundlich interessiert teilnimmt und den keine seelischen Beschwerden plagen

In Frankfurt bin ich schließlich auch eingeschult worden. Das allerdings blieb eine kurze Episode, denn bald danach zogen wir nach Hamburg in die Marienerrasse im Stadtteil Uhlenhorst nahe der Außenalster. Das Haus lag direkt am Hofweg Kanal, und ich konnte mir im Winter die Schlittschuhe unterschmallen, um dann über den zugefrorenen Kanal weiter auf die Alster hinaus zu gelangen. Eines Tages hatte ich übersehen, dass das Eis am Ufer schon sehr dünn war. Ich bin eingebrochen

und im Kanal untergetaucht. Weiteres ist nicht passiert, ich wurde herausgeholt und in warme Decken gewickelt, nur die Erinnerung an diesen Kälteschock ist bis heute geblieben.

Ich ging in Hamburg noch gut drei Jahre lang in die Grundschule am Winterhuder Weg. Mein Jahrgang gehörte zum ersten, der schon nach der vierten Klasse in das Gymnasium wechseln durfte. So trat ich in das Heinrich-Hertz-Gymnasium über, an dem schon mein Vater Abitur gemacht hatte. Die Anstalt hat eine bewegte Geschichte: Das Gebäude befindet sich am Stadtpark und war früher als Lichtwarkschule bekannt, ein reformpädagogisches Projekt, an dem u.a. Loki und Helmut Schmidt unterrichtet worden waren. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde dieses Schulprojekt aufgelöst, und die Schulklassen wohl ab 1937 mit denen des Heinrich-Hertz-Gymnasiums zusammengeführt, das damals am Schlump beheimatet war. So kommt es, dass mein Vater und ich zwar dasselbe Gymnasium besucht haben, aber an verschiedenen Orten.

In den Sommerferien vor meinem Übertritt in das Gymnasium wurde ich nochmals in ein Heim gegeben. Diesmal waren die Gründe auch für mich nachvollziehbar: Meine Mutter war krank und musste für ein paar Monate in die Klinik. Also brachte mich mein Vater zu einer Arztfamilie nach St. Peter-Ording, die in der Ferienzeit ein paar Kinder aufnahmen. An zwei kann ich mich noch erinnern, ein älteres Mädchen und ein Junge in meinem Alter. Um zum Hauptstrand zu gelangen, musste man dort zunächst das Wattenmeer auf einem mit Holzplanken ausgelegten Weg überqueren. Dahinter war eine Sandbank, wo sich gut baden ließ und Ungeübte wie ich das Schwimmen lernten. Mit uns war auch noch ein behindertes Kind, das nicht barfuß laufen konnte und daher getragen werden musste. Offenbar war ich kräftig genug, den Kleinen zu schultern. Meine gute körperliche Konstitution half mir auch im Klassenverbund, ich konnte mich, wenn nötig, gut durchsetzen.

Jetzt, wo ich das alles Revue passieren lasse, fällt mir auf, dass es wiederum ein Mädchen war, das sich mir eingeprägt hatte. Und sie sollte nicht die letzte bleiben, denn ein Jahr später war ich zum zweiten Mal zur Sommerfrische dort. Die Arztfamilie hatte inzwischen das Haus verkauft und ein privates Kinderheim war an ihre Stelle getreten. Das Mädchen, mit

dem ich mich da angefreundet habe, traf ich später noch einmal in Hannover wieder. Dass ich sie nicht vergessen habe, hat noch eine besondere Bewandnis: In den erwähnten Sommerferien sollten wir ein Märchen aufführen. Ich war überraschenderweise als Prinz ausgesucht worden, wobei ich der Ehrlichkeit halber anfügen muss, dass man bei solchen Überraschungen natürlich darüber nachdenkt, ob dahinter nicht doch auch ein Stückweit Bestimmung verborgen ist. Ein Märchenprinz benötigt eine Prinzessin an seiner Seite, und diese Rolle spielte meine Bekannte. Es versteht sich, dass man sich an ein solches Erlebnis auch später noch erinnert. Ihr ging es genauso. Das Schöne ist, dass sich auch nach langer Zeit sofort wieder ein angenehmer Kontakt herstellen lässt.

Warum mir gerade diese Zeit so im Gedächtnis geblieben ist, hat damit zu tun, dass meine Mutter auch nach diesen Ferien nicht im Haus war, sondern in der Klinik. Ich war mit meinem Vater allein, habe sie allerdings öfters im Eppendorfer Krankenhaus besucht. Später wurde ich sogar selbst als Patient dort eingewiesen und war zur selben Zeit mit ihr dort untergebracht. Ich hatte mir eine Lungenentzündung geholt und wurde in der Kinderstation behandelt. Aus Quarantänegründen bekam jedes Kind ein Einzelzimmer, wobei solche Zimmer eher Abteilen mit Holzwänden glichen, die oben mit Glas abgeschlossen waren. Wenn ich mich aufrichtete, sah ich meine Leidensgenossen in den benachbarten Kojen. Ich hatte hohes Fieber und delirierte, wurde aber schnell gesund, weil man damals ein neues Wundermittel einzusetzen begann: Penicillin. Bald war ich nicht mehr ansteckend und durfte daher meine Mutter in der anliegenden Station besuchen. Die schlimmste Erinnerung ist kurioserweise gar nicht so sehr die Krankheit, es sind die Nachthemden, die wir tragen mussten und die nur oben am Hals zuzubinden waren. Wenn einen die Schwestern über die Station trugen, weil man nicht gehen konnte, war man hinten nackt. Für einen Jungen wie mich war das eine beschämende Situation.

Meine Eltern

Meine Mutter Irmgart Seif kam am 30. Dezember 1916 als jüngstes von drei Kindern in München auf die Welt. Die Familie lebte damals in einer großzügigen Mietwohnung in der Habsburgerstraße 4. Über die Kindheit und Jugend meiner Mutter weiß ich wenig, nur eben, was viele Fotografien belegen, dass sie sehr sportbegeistert war und auch gerne und gut Ski fuhr.

An eine Episode aus dieser Zeit erinnere ich mich jedoch: Meine Mutter besuchte die von Dorothee Günther und Carl Orff gegründete Günther-Schule-München, eine „Ausbildungsstätte vom Bund für freie und angewandte Bewegung e. V.“, an der die von Orff verfolgte Einheit von Gymnastik, Rhythmik, Tanz und Musik gelehrt wurde. Zur Eröffnung der Olympischen Spiele 1936 in Berlin komponierte und gestaltete Orff einen „Einzug und Reigen der Kinder“. Meine Mutter spielte damals im Orchester und erhielt für ihre Mitwirkung eine Silbermedaille.

Von Juni bis September 1938 hatte sie einen Einsatz als *Arbeitsmaid* in Ostpreußen abzuleisten. Dort lernte sie im Verlauf einer Zugfahrt meinen Vater Wolfgang Lachmann kennen. Die Vorstellungen über den Lebens- und Berufsweg einer Frau waren damals sehr traditionell, es ging darum, sie als Ehefrau und Mutter auszustatten, die sich vor allem um Kinder,



13 Mit Freundinnen
auf dem Berg Kreuzeck
(Wettersteingebirge, 1651 m ü. NHN)

Familie und Haushalt zu kümmern hatte. Meine Mutter machte daher eine Ausbildung als Sportlehrerin und Diätassistentin. Gesunde Ernährung war daher bei uns von Anfang an ein wichtiges Thema. Wir tranken ein spezielles Mineralwasser und aßen fast vollständig salzlos.

Man macht sich über den Beruf einer Diätassistentin zumeist eine falsche Vorstellung. Wir halten das für eine Tätigkeit neueren Datums und assoziieren die fünfziger und sechziger Jahre vor allem mit der sogenannten *Fresswelle*, mit Käseigel, Toast Hawaii, von Mayonnaise gesättigten Salaten und anderen kulinarischen Begehrlichkeiten einer ausgehungerten Kriegsgeneration. Natürlich haben sich die dahinterstehenden Ideen und Konzepte immer wieder grundlegend geändert, die Berufsgruppe selbst zählt jedoch zu den ältesten therapeutisch tätigen Gesundheitsfachberufen.¹⁰ Jahrhundertlang beriefen sich Therapeuten auf den griechischen Arzt Galenos von Pergamon, der mit seiner Viersäftelehre (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle) die Dynamik von Gesundheit und Krankheit zu beschreiben suchte. Entscheidend ihm zufolge ist, was sich der Mensch zuführt, und hier spielen *cibus et potus* (Nahrung und Getränke) neben fünf weiteren Einflüssen eine entscheidende Rolle. Daran orientieren wir uns heute noch. Allerdings findet im 19. Jahrhundert vor allem eine Verwissenschaftlichung der Medizin statt, was den Bedarf an diätetischen Konzepten jedoch nicht schmälert, im Gegenteil!

Die große Zeit der Kur- und Badeorte hebt an. Mit der Industriellen Revolution erlebt die Gesellschaft einen tiefgreifenden Umbau, der die

14 Meine Mutter Irmgart
als Arbeitsmaid 1938



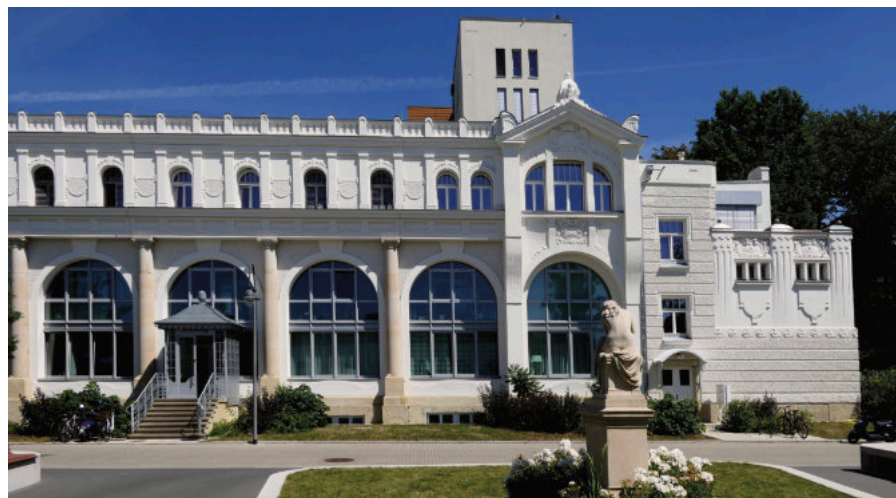
Menschen je nach Schichtzugehörigkeit Überforderungen aussetzt. Während der Arbeiter körperlich ausgelaugt und verschlissen wird, leidet der Bürger in seinem Kontor an rätselhaften Nervenkrankheiten, wie Erschöpfungszuständen, Schwindel, Ticks, Schlafstörungen u. ä. Bei seinen Frauen entdeckt man Symptome, die Freud später, ebenfalls zeittypisch, unter dem Begriff der Hysterie zusammenfassen wird: Unterleibskomplikationen.

Meine Großmutter und auch mein Urgroßvater haben zur Erholung viele solcher Bäder besucht und sich verschiedenen Kuren unterzogen, wie sie damals gängig waren. Ich denke daher, dass meine Großmutter vor allem die Aufgaben einer Diätassistentin einzuschätzen wusste. Mein Großvater Max Seif, dessen Eltern Hoteliers waren, mag hier praktisch gedacht und das Wissen um Ernährung als eine nützliche Kompetenz im familiären Zusammenhang erachtet haben. Und das bewährte sich auch, denn meine Mutter hat sich immer an die Regeln guter und gesunder Ernährung gehalten und kochte selbst auch diätkonform.

Großmütterlicherseits (nach meiner Mutter) stammt meine Familie aus Dresden (und großväterlicherseits nach meiner Mutter aus München), wo, also in Dresden, Sanatoriumsbetriebe eine lange Tradition haben. Im Stadtteil *Weißer Hirsch* gründete der Arzt und Naturheilkundler Heinrich Lahmann eine große Kur- und Heilstätte. Das Viertel firmierte damals als *Bad Weißer Hirsch*. Im Mittelpunkt der Behandlung standen Wasseranwendungen und gesunde Ernährung. Luftbäder, Bewegung an frischer Luft und Sport gehörten zum therapeutischen Konzept, das Lahmann *Physiatrie* nannte. Manche Patienten wurden in *Lufthütten* einquartiert, dazu verordnete er Liegekuren im Freien. Morgens trafen sich die Patienten zur Gymnastik. Auch Fangopackungen, Inhalationen und Behandlungen mit UV-Licht sowie elektrotherapeutische Behandlungen gehörten zu seinen Methoden. Nicht zuletzt wurden psychotherapeutische Maßnahmen angewandt.



15 Dr. Lahmann und sein Sanatorium um 1900



16 Das restaurierte Herrenbad 2020

Später kam noch eine weitere Sanatoriumseinrichtung hinzu, die des Nervenarztes Dr. Teuscher, der *physikalisch-diätetische Kurmethoden für Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und Erholungs-Bedürftige* annoncierte.

Es gab also Vorbilder! Und für einen aktiven und bewegungsfreudigen Menschen wie meine Mutter war daher diese Ausbildung mit ihrer offensichtlich guten Reputation erstrebenswert.



17 Das Sanatorium Dr. Teuscher im Stadtteil Weißer Hirsch um 1900

Mein Vater Wolfgang Lachmann ist am 18. Juni 1915 in Hannover geboren und in Hamburg groß geworden. Nach dem Abitur absolvierte er eine Ausbildung zum Groß- und Außenhandelskaufmann, parallel dazu absolvierte er am Konservatorium Hamburg eine Ausbildung zum Pianisten. Sein Vater kam 1915 im Ersten Weltkrieg um. Mein Vater hat ihn also nie zu Gesicht bekommen und wurde von seiner Mutter Louise in Hamburg aufgezogen. Sein Onkel Herrmann hatte dort eine Firma für Industrieversicherungen, mag sein, dass sein Berufswunsch aus diesem Umfeld stammte. Auch meine Großmutter väterlicherseits starb frühzeitig, ich habe beide daher nie kennengelernt.

Meine Eltern heirateten 1942, und meine Mutter war fraglos eine gute Partie. Bald schon wurde mein Vater zum Wehrdienst eingezogen. Er diente in einer Nachrichtentruppe, war im Osten eingesetzt und geriet 1945 als Oberleutnant und Kompaniechef in Aachen in Gefangenschaft.

18 Irmgart und Wolfgang Lachmann
nach der Trauung 1942,
dahinter Irmgarts Eltern Gertrud und Max Seif



Nach dem kurzen Intermezzo in Frankfurt zogen wir meines Vaters wegen nach Hamburg. Er kaufte sich in die Handelsfirma Steingrube ein, die er später in eine GmbH & Co KG umwandelte. Die Tochter des verstorbenen Inhabers hatte er in seiner Lehrzeit als Groß- und Außenhandelskaufmann kennengelernt. Ursprünglich importierte die Firma Steingrube Getreide und Geflügel aus Polen und Russland. Dieses Geschäft war jedoch des sogenannten Eisernen Vorhangs wegen vollständig unterbunden, es gab mit diesen Ländern keine Handelsbeziehungen mehr, die das erlaubt hätten. Mein Vater stellte die Firma auf neue Produkte um, auf Edelstahl vor allem und Fabrikate, die mit rost-, hitze- und säurebeständigen Legierungen ausgestattet waren. Dieses Material fand besonders bei der Herstellung von Kücheneinrichtungen, Spülen z.B., Verwendung, wurde aber auch bei der Herstellung von Turbinen und militärischen Geräten eingesetzt. Inox, Nirosta, Chromstahl oder auch Stainless Steel hielt jedoch in alle Küchen

Einzug und war wohl die gefragteste Verwendung. Die Firma Lachmann & Steingrube importierte das Material von belgischen, englischen, amerikanischen und kanadischen Herstellern, später, als das Know-how und die Fertigung auch in Deutschland entwickelt worden waren, kamen inländische Stahlwerke zum Zug.



19 Mein Vater als Geschäftsmann

Eigentlich war mein Vater ein schlanker, sportlicher Typ, für meine Begriffe und sicher auch für die meiner Mutter gutaussehend. Hier wirkt er etwas aufgedunsen, aber er litt damals an Hämochromatose, eine Krankheit, bei der der Körper zu viel Eisen einlagert. Er konnte gut organisieren, konnte gut mit Leuten umgehen, er war charmant, war aber immer auch interessenorientiert, tat stets das, was ihm selbst nützte. Er sprach zudem sehr gut Englisch und bildete sich in der Sprache stets weiter aus, denn der gut funktionierende Kontakt nach England, den USA und Kanada hatte seinen Betrieb erfolgreich gemacht. Daher durfte auch ich später mehrfach in England die Ferien verbringen und meinen Vater auf Geschäftsreisen dorthin begleiten. Das Erlernen des Englischen jedenfalls hat mir auf meinem späteren Berufsweg sehr geholfen.

Ich kann keinen Hehl daraus machen, dass ich bei dem Konflikt meiner Eltern auf Seiten meiner Mutter stand. Meine Mutter war, ganz unironisch gesprochen, eine feine Dame, elegant, schlank und gut gekleidet, die sich in jeder Gesellschaft gut bewegen konnte und die ein Herz für die Anliegen anderer hatte. Sie war durchaus couragiert, und sie hatte auch durchaus ihren eigenen Kopf. Allerdings wollte sie mit dem nicht durch die Wand, sie konnte sich auf eine eher dezente Weise durchsetzen.



20 Irmgard Lachmann mit Baby Wingolf 1944

Für mich war sie eine sehr liebevolle Mutter. Mein Vater hingegen entpuppte sich bei den Scheidungsverhandlungen als ein Mensch, der um jede Mark zu kämpfen begann. Ich hätte mir wirklich gewünscht, dass er zu mehr Großzügigkeit und Souveränität gefunden hätte. Freilich, er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, aber gerade deshalb hätte man sich von ihm mehr Toleranz erwartet. Zudem war auch seine zweite Frau, finanziell gesehen, eine gute Partie. Dass seine Distanzierung von meiner Mutter zu einem Zeitpunkt stattfand, wo bekannt war, dass alles in Schutt und Asche gefallen war: der Dresdner Besitz war weg, der Münchner und Garmischer drohte wegzubrechen – ich will da nichts unterstellen, aber das könnte auch schon ein wenig im Hintergrund gestanden haben.

Was mich betrifft, stellt man sich, finde ich, wenn man sein Mitgefühl nicht eingebüßt hat, auf die Seite der Schwächeren, und das war zweifellos meine Mutter. Sie hat mich zu Rate gezogen, ich habe daher die Schriftsätze der anderen Seite gesehen. Ihr Anwalt hat mich dann auch gebeten, doch zu vermitteln, es war nicht nur sein Eindruck, dass die Gegenseite schlicht über die Stränge geschlagen hatte. Aber da war nichts zu machen, statt einer vernünftigen Regelung peinigten sie sich bis aufs Blut.

Beispielhaft ist da diese Auseinandersetzung um ein Gemälde, das meine Mutter besaß. Es sei ein echter Rubens und allein schon ein Vermögen wert. Immer stand der Verdacht im Raum, sie rechne sich kleiner als sie sei. Ich bin daher mit meiner Mutter zu einem Begutachtungsservice der Hamburger Kunsthalle gegangen, um das Bild schätzen zu lassen. Das Gemälde stammt wohl aus dem 16. Jahrhundert, es sei ein gutes Porträt und es weist eine Signatur auf der Rückseite auf, nach der ein „J. B. Ruhbens“ dies eigenhändig gemalt habe. Eigentlich hätte schon die Signatur stutztig machen sollen, denn die Inschrift hatte nichts mit einem „Peter Paul Rubens“ zu tun. Das Werk bestand ursprünglich aus einer Doppelleinwand, eine für die Vorder- und eine für die Rückseite. Der Restaurator, den mein Vater in der Vergangenheit mal engagiert hatte, brachte das Porträt eigenmächtig auf Holz auf und behielt von der Rückseite nur die Signatur bei. Der Rest der alten Leinwand, so ist zu vermuten, wurde gewinnbringend weiterverkauft. In diesem Zustand befand sich das Bild, als wir bei den Experten vorsprachen. Sie ordneten es zweifelsfrei dem 16. Jahrhundert zu, schlossen aber Peter Paul Rubens als Urheber aus.

Für kleinliches Taktieren, wie im geschilderten Fall, hatte ich kein Verständnis.

Die Trennung hat meiner Mutter zweifellos zu schaffen gemacht, ich fürchte, sie hat sie nie richtig überwunden. Dazu hatte die Familie ihr



21 Mit meinem Vater Wolfgang Ende der 50er Jahre



22 Meine Mutter Irmgard 1965

Vermögen verloren, und sie war plötzlich auf Unterstützung von mir angewiesen. Ich habe sie, wann immer ich in Hamburg war, regelmäßig besucht. Eines Tages entdeckte ich über dem Wohnzimmertisch einen schwarzen Fleck an der Decke. Was sie auf meine Nachfrage hin gesagt hat, weiß ich nicht mehr, aber später fiel mir auf, dass auf allen gemeinsamen Fotos mein Vater fehlte. Sie hatte ihn herausgeschnitten, und die Stücke wohl im Aschenbecher verbrannt. Das an der Decke musste also ein Rußfleck gewesen sein.

Aber auch in diese Geschichte spielt wieder einmal mein Lebensthema hinein: die Familie. Ich denke, es muss unter Verwandten einen Gemeinsinn geben, und der beinhaltet, dass man zueinandersteht. Fairness, Verbundenheit und Fürsorge – das sind die Werte, denen ich mich verpflichtet fühle. Darüber hinaus gibt es aber auch einen Antrieb, den ich immer wieder an mir feststelle: Ich kann mich einfach nicht zurücknehmen, wenn ich Ungerechtigkeit vermute. Diese Einstellung war auch ein wichtiger Beweggrund, der mich bei meinem späteren Engagement für das familiäre Erbe angeleitet hat.

Bootsfahrt in die Vergangenheit

Selten genug, sich erinnern zu können, wann bestimmte Themen in unser Leben getreten sind. Bei dem, was später ein Leitmotiv in meinem Leben werden würde, kann ich es sehr genau datieren, weil die Schilderung unserer familiären Vergangenheit mit einem Ausflug kombiniert war. Es war wohl ein Wochenende bei sommerlichen Verhältnissen, als wir uns entschieden, eine Barkassenfahrt auf der Elbe zu unternehmen. Ich war damals zehn Jahre alt. Auf dem Boot, unterwegs von den Landungsbrücken nach Teufelsbrück, erzählten mir meine Eltern, die an diesem Tag sehr aufgeschlossen und gesprächig waren, von der Herkunft unserer Familie großmütterlicherseits aus Dresden.



23 Unterwegs zu den Vorfahren

Die Nachkriegszeiten waren nicht besonders gut, und für einen Zehnjährigen hatte ich bis dahin ein recht wechselvolles Leben mit verschiedenen Stationen geführt. Man macht sich in diesem Alter nicht so viele Gedanken darüber, was normal ist und wie es sein sollte, die Wünsche und Hoffnungen richten sich meist auf das Nächstliegende. Aber nun spürte ich in den Erzählungen, dass es mit unserer Familie vielleicht doch eine besondere Bewandtnis hatte und der Glanz früherer Zeiten kam in die Gegenwart. Ich verfolgte den Bericht mit einer gewissen Ungläubigkeit, ein wenig so wie im Märchen, wo einem jungen Mann beigebracht wird, er sei nicht der Sohn eines Köhlers, sondern ein Prinz von edler Abkunft.

Was ich hörte klang imposant: Mein Urgroßvater Heinrich Mau war eine bekannte und anerkannte Persönlichkeit im Dresden des 19. Jahrhunderts gewesen und hatte dort über beträchtlichen Besitz verfügt. Zugleich schwang in diesen Geschichten immer auch das Drama eines großen Verlusts mit, denn nun war alles dahin, durch den Krieg zerstört und durch die Regierung im anderen Teil Deutschlands enteignet.

Es dauert Jahrzehnte, bis man einen solchen Hintergrund in seine eigene Geschichte eingefügt hat und lernt, damit umzugehen. Diesen zweiten Teil meiner Lebensgeschichte muss ich nun nach hinten schieben, denn zunächst sollte man verstehen, wer mein Urgroßvater war und was er geleistet hatte.



24 Blick vom Haus der Presse auf die Dresdner Altstadt



25 W. H. Mau (1843 – 1906)



26 W. R. Lachmann 2017